

"Bergmüllerwatter ... Ist's recht hart?" fragt der Priester. "Gar nicht", antwortet der mit klarer Stimme, aber unbewegtem Gesicht. "Soviel schön ist's. Und ich darf hab' mir das Sterben alleweil gar so schrecklich vorgestellt. Wie hab' ich mich vor dem Tod gefürchtet! Und jetzt ist's gerade, als ob ein altes Gewand von mir fiele. Ja — so ist das Sterben. Es gibt gar keinen Tod, Hochwürden ..."

Mit einem unbeschreiblichen Glückseligen auf den weissen Lippen fährt der Alte fort: "Ich bin schon drüben gewesen, Hochwürden. Drüben im Jenseits. Ah, wie schön! Meine zwei Buben, die mir früh verstorben sind, hab' ich gesehen. Sie sind gleich auf mich zugekommen und haben mich so herzlich begrüßt: Weil du nur da bist, Vater! Wie herrlich waren sie, wie leuchteten ihre Züge und ihr ganzes Wesen. Kein wie Engel, Hochwürden ... Und den alten Weberwatter hab' ich gesehen, wisset, den Häufelmann, der heuer im Frühjahr verstorben ist. Den jah ich sitzen an fürstlicher Tafel, angetan mit herrlichen Gewändern. Er nickte mir zu und sprach: 'Komm nur, Bergmüllerwatter, hier ist auch für dich ein Platz bereitet ...'"

Wir laufen ergriffen, schauernd. Wie mit letzter Leibeskraft richtet sich der Alte von seinem Lager halb auf und wendet sich an uns: "Weint doch nicht, Beutel! Das bisschen Erdenleben ist es wirklich nicht wert, daß wir uns darüber ärgern. Wenn es zu Ende geht. Denn

mit dem Sterben fängt das Leben erst richtig an. Ich habe den Tod alleweil gefürchtet, weil ich nicht gewußt habe, was darnach kommt. Aber jetzt weiß ich's, weil ich's selbst gesehen habe. Die ganze Todesangst ist nichts weiter als die Furcht vor dem Unbekannten, was hinter dem letzten Stündlein steckt. Das ist jetzt vorbei. Früher haben wir oft gejammert, daß wir sterben müssen. Jetzt sag' ich euch, Leute, seien wir froh, daß wir sterben dürfen. Und noch einmal sag' ich's euch: es gibt keinen Tod! Wandelt nur rechtschaffen auf Gottes Wegen, dann werdet ihr es selbst einmal erfahren wenn euer letztes Lebensstündlein gekommen. Der Tod ist tot! Ich gehe jetzt ins ewige Leben. Lebt wohl! Auf Wiedersehen!"

Fünf Minuten darauf lag der alte Bergmüller auf dem Schragen. Wir tauchten den Lehnstuhl in den flittergoldgezierten Weihwasserkeßel und besprengten damit das verjügte, starre Antlitz des Verstorbenen. Dann ging ich heim und holte aus der Schublade das Legendenbuch, in dem Tod und Teufel in vielerlei Gestalt abgebildet waren. Ich stach ihnen allen die Augen aus. Und den Kalender, in dem ein grausamer Totentanz zu sehen war, warf ich in die Herdflammen, daß der Tod verbrannte.

Der Tod ist tot! Es lebe das ewige Leben, das der Bergmüllerwatter in seinem letzten Stündlein zu schauen begnadet war

= = Heimatecke = =

Redende Steine.

Von Prof. R.

(3. Fortsetzung)

Preußen folgte und schloß am 24. Mai 1802 einen Sonderfrieden, durch den ihm die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, Teile des Bistums Münster, des Erzbistums Mainz zugesichert wurden mit der Ermächtigung, diese Gebiete sogleich in Besitz zu nehmen, ohne die Genehmigung des Kaisers bezw. der zu diesem Zwecke gewählte Deputation abzuwarten. Dadurch erhielt Preußen 235 1/2 Quadratmeilen für den Verlust von 48 Q. M. Auch die übrigen Fürsten bemühten sich in Paris, für sich etwas herauszuschlagen. Die Feder eines deutsch-empfindenden Mannes sträubt sich, niederzuschreiben, wie unwürdig deutsche Fürsten damals handelten, die, wie der protestantische Geschichtsschreiber Berg schreibt, vor dem ersten Konsul Napoleon, vor seinem Minister Talleyrand und dessen Maitresse, vor seinem Sekretär Matthieu u. a. um die Wette frohen und keine Geldmittel und Geschenke scheuten, um für sich möglichst viel von den geistlichen Territorien zu bekommen.

Erst am 25. Februar 1803 kam der Reichsdeputationshauptschuß zustande, der das himmelschreiende Unrecht bestätigte, da die weltlichen Stimmen die Mehrheit hatten. Aber er fand bereits vollendete Tatsachen vor. So hatte z. B. schon am 3. August 1802 Preußen das Paderborner Land besetzt, und am 5. August ließ, wie schon oben gesagt ist, der Kommandeur der preussischen Besatzung das Kreuz am Rathaus zu Warburg und am folgenden Tage das Kreuz auf den Grenzsteinen ausmeißeln, um so die Erinnerung an den bisherigen Landesherren zu vernichten. Das Fürstbistum Paderborn hatte aufgehört, als ein selbständiger Teil des deutschen Reiches zu existieren. Fast alle Geschichtsschreiber, ob katholische oder protestantische, brandmarken einmütig die Säkularisation als einen ungerechten Gewaltakt. Statt vieler Zeugnisse möge hier nur das Wort des protestantischen Gelehrten Leopold angeführt werden: "Deutsches Land hat später herbere Sage — nie hat es eine tiefer-

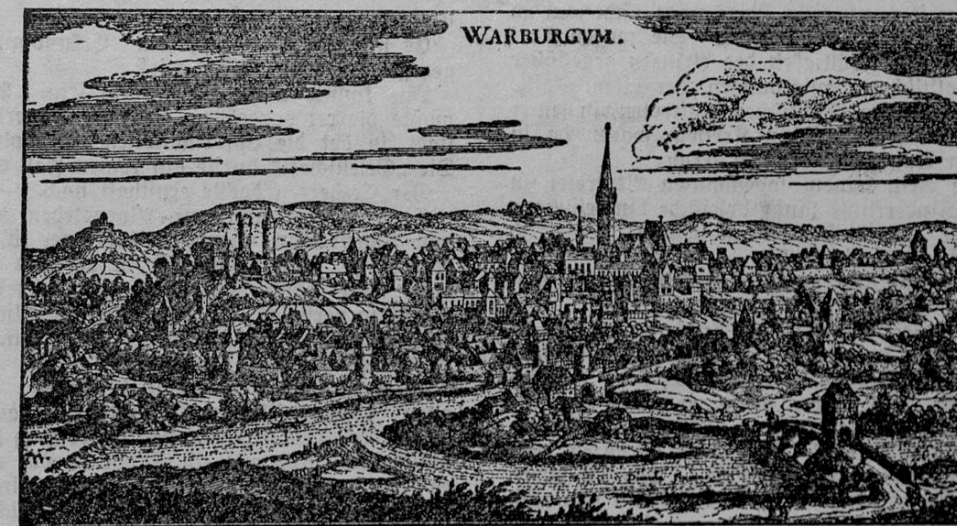
stellige Erniedrigung erlebt als damals" (Universalgeschichte IV, 1038.) Das hat man auch gefühlt, und darum hat keiner im Jahre 1902 resp. 1903 daran gedacht, eine Jahrhundertfeier zu veranstalten.

Hier soll noch eines Mannes gedacht werden, der in jenen Tagen in Warburg eine besondere Rolle gespielt hat. Das ist der Kriegsrat Wilhelm v. Giddessen, Spröß einer alten Patrizierfamilie unserer Stadt. Seit 1796 war er fürstlichbischöflicher Richter und verwaltete das in seiner Familie erbliche Freigrafsamt. Er muß sich wohl sehr schnell in die 1802 eingetretene Veränderung gewöhnt haben; denn schon im Jahre 1803 stellte ihn die preussische Regierung als Justiz- und Polizeibürgermeister hier an. Als von Napoleon 1807 das Königreich Westfalen gebildet wurde, wurde H. der Maire der Stadt und des Kantons und erfreute sich der besonderen Huld Jérômes, dem er auch im Jahre 1813 den Kronschatz von Kassel nach Paris rettete. Aber er konnte es auch anders; denn von 1815 an war er Landrat des preussischen Kreises Warburg. Fr. Quick schreibt von ihm im Kreiskalender 1921: "In vier Herren Sätteln hat er demnach geritten, aber reiten hat er nicht gelernt."

125 Jahre waren im August d. J. verfloßen, seit Warburg Preußen einverleibt wurde. Es soll nicht bestritten werden, daß unsere Heimat unter Preußens Zepter einen gewaltigen Aufschwung genommen hat und zu hoher Blüte gelangt ist, und daß die Bevölkerung trotz des bekannten Wortes: Unterm Krummstabe ist gut wohnen sich verhältnismäßig schnell an die veränderten Verhältnisse gewöhnt hat. Heute sprechen wir wohl alle aus Herzensüberzeugung: Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein! Aber dabei bleibt doch bestehen, daß die Säkularisation eine Gewalttat war, die ihresgleichen in der Geschichte sucht. — Das alles erzählt uns der Stein am Rathaus.

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
—
Erscheint
zweimal
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Beigeführte
Beiträge
willkommen.
—
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
—
Schriftleiter:
Paul Oud,
Warburg.

Nr. 90

19. November 1927

2. Jahrgang

Als ich noch Srinz war...

Roman von Paul Sain.

(8 Fortsetzung)

Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meißner, Verbau Sa.

(Nachdruck verboten)

"und nun was Wienerisches, Anita," rief der Prinz aus. "Aus der 'Fledermaus'! Unsern Johann Strauß dürfen wir doch auch nicht vergessen! Anita, du singst bei Gott wie die Tochter deines festigen Vaters."

Er blickte zu dem Bild auf.
"Anton Wielandt — du kannst stolz sein!"
Und der leichte, beflügelte Walzerhymnus des Walzerliedes strömte in den Abend. Anitas Stimme sang mit unermüdlicher Anmut:

"Mein Herr Marquis,
Ein Mann wie Sie,
Wüßte das besser versteh'n —"

Dramatische Lebendigkeit war jetzt in ihrem Vortrag. Lustige Koketterie, Mädchennederei — ach, sie wußte selbst nicht, wie ihr diese Laune kam. Es war ein Frohlein in ihr, das in den Himmel jubeln konnte!

Aufatmend hielten sie beide an.
Frau Wielandt klatschte leicht in die Hände.
"Das war wirklich ein richtiges Konzert, Herr Prinz!"

"Hat's Ihnen gefallen? Mir gefiel es wunderbar. Und so was läuft nun in eine Nähstube!"
Der Prinz sah Anita ordentlich vorwurfsvoll an.

"Eine Schande ist das, eine Schande. Anita — Sie lächelte ihm zu.
"Ferd — nicht davon reden!"

"Da, ich schweig' schon. Ich bin ganz still! Wer könnte dir auch widersprechen, du! Frau Wielandt, ist sie nicht direkt vom Himmel gefallen?"

Sie mußte lachen über seine komisch-ernsthafte Frage.
Aber sie nickte doch und sagte:
"Darum muß man auch recht, recht gut zu ihr sein."

Bald darauf brach Karl Ferdinand auf. Es war spät geworden, viel zu spät für einen ersten Besuch. Aber er nahm die Aufforderung mit, bald wiederzukommen. Und so oft wie es ihm gefiele.

Anita brachte ihn vor's Haus.
"Ferd — war der Abend nicht wunderschön?"
Sie legte ihm die Arme um den Hals.

"Wo du bist, ist es immer schön, Anita —"
Sie küßten sich stumm.

Dann ging er.
Und durch sein Herz schlug eine heiße Frage: Karl Ferdinand Branzell — weißt du, daß es Antwort geben wird?
Da riß er den Hut vom Kopf.
"Ich kämpfe!"

9.
Der Erzherzog Karl August hieb mit der Faust auf den Tisch, daß es klirrte. Das Tintenfaß auf dem mächtigen Diplomaten sprang förmlich hoch — Papiere fielen raschelnd auf den Fußboden. Der Stolz Briefe, den der Diener eben gebracht hatte, lag unordentlich durcheinander.
Vom Prinzen war keiner darunter.

"Anna Luise!"
Hart klang der Name durch das große Zimmer. Im Tür Rahmen zum benachbarten Raum tauchte die Gestalt der Herzogin auf. Ein blaßes Gesicht — seine Lebenssaften um den herben Mund. Die Ähnlichkeit mit ihrem Sohn war unverkennbar. In den Augen war ein Weh, das sich verdecken wollte.

"Du wünschst?"
"Dein Herr Sohn hält es nicht für nötig, auf mein nochmaliges Schreiben von neuem überhaupt zu antworten. Ein Skandal!"

Die wuchtige Gestalt erhob sich aus dem geschnittenen Schreibstisch. Das massive Gesicht, hart gemeißelt in den Konturen, hatte einen Ausdruck böser, unerbittlicher Entschlossenheit. Es war kein Zug heimlicher Milde darin. Es war die eiserne Maste tyrannischer Ueberlegenheit.

"Was sagst du dazu?"
Milde kam die Antwort:
"Er hat den Brief vielleicht noch nicht erhalten."

Ein hartes Lachen.
"So? Und den ersten? Den vielleicht auch nicht? Meinst du?"

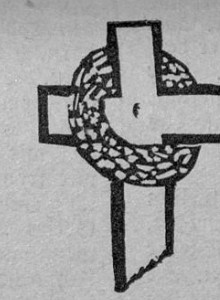
"Ich weiß es nicht —"
Die Faust des Erzherzogs legte sich mit sichtlichem Druck wieder auf die Tischplatte, als wolle er mit dieser Bewegung einen unsichtbaren Widerstand zusammenzudrücken.

"Hm — du weißt nie etwas, wenn du etwas wissen sollst! Das ist — das tragische in unserer Ehe —"

Die Herzogin blickte ihn traurig-vorwurfsvoll an.

„Hast du mich deswegen gerufen?“
Diesen Blick vertrat er nicht. So grausam war selbst die Seele dieses Mannes nicht, den maßloser Ehrgeiz beherrschte und der nicht loskommen konnte von alten, überlieferten Begriffen. Und daß im eigenen Hause ihm unsichtbar andere Meinungen entgegenstanden — das war sein Schmerz und sein Zorn. Selbst wenn diese Meinungen nicht laut zu werden wagten — er fühlte sie doch. Sie waren da! Sie waren da in der Gleichgültigkeit des Prinzen gegenüber allen heimlichen politischen Bestrebungen der alten Kaste, waren da in seinem ganzen öffentlichen Auftreten, in seiner Tätigkeit als Arzt in proletarischen Kreisen, waren da in den vorwurfsvollen Augen der eigenen Frau.
„Dein Sohn hat Zeit, seinem sogenannten Vertreter in der vermaledeiten Kinderklinik lange briefliche Anweisungen zu schicken! Er hat Zeit, Postkarten zu schicken! O — ich weiß! Ich hab' mich erkundigt.“
„Ich finde es schön von ihm, wenn er an seine kleinen Patienten denkt.“
„Aber er hat nicht Zeit, auf meine Briefe zu antworten! Sie passen ihm nicht! In vierzehn Tagen kommt die Herzogin von Waldburg mit ihrer Tochter. Solche Verbindung brauchen wir! Ein Narr, wenn er nicht zugreift! Hausmacht! Das ist alles in unserer Zeit, was wir tun können. Hausmacht erwerben! Das Haus Branzell, verbunden mit der Waldburgischen Dynastie — das ist etwas für die Zukunft! Ich wünsche das! Ich hab's ihm zum zweiten Male geschrieben — er kennt meine Pläne!“
Die Herzogin hatte sich in einen der Sessel fallen lassen. O ja, sie kannte ihres Mannes ehrgeizige Pläne!
„Und da treibt er sich sorglos in der Welt herum — reagiert auf nichts — kommt nicht! Das ist eine Provokation, die schändlich ist! Er soll meinen Willen fühlen! Mein Wort gilt hier — kein anderes!“
Drohend sog sein Blick zur Herzogin.
„Tue — was du für richtig hältst. Du hast es ja stets getan.“
„Gott sei Dank — ja. Übrigens: Theresie von Waldburg ist ein Mädchen, dessen sich auch unser ästhetischer Karl Ferdinand nicht zu schämen braucht — hm?“
„Gewiß. Ich mag sie sehr gern.“
Des Erzherzogs Gesicht wurde glatter. Die Antwort gefiel ihm.
„Sie ist hübsch. Klug. Weltkame. Und — sie ist eben eine Waldburg!“
„Ja — das ist sie. Ferdi findet sie ja auch selbst sympathisch.“
„Nun also! Warum aber reagiert er da auf nichts?“
Er dämpfte die Stimme.
„Anna Luise, ich ohne, daß er da wieder in eine Dummheit verstrickt ist! Das ist sein Wiener Gemüt, das er von dir hat. Ich will mich hängen lassen, wenn es nicht so ist! Und darum habe ich mich entschlossen, mich unter der Hand zu erkundigen. An Ort und Stelle. Wenn er noch da irgendwo steckt — er wird zu finden sein. Graf Czerny, der augenblicklich in Budapest ist, hat mir bereits auf meine Anfrage mitteilen lassen, daß er angeblich damals nach der großen Galafete nach Hause fahren wollte. Die Schlieben hat mir das gleiche gesagt. Warum, zum Teufel, fuhr er nicht ab? Er hätte sehr gut die Schlieben begleiten können. Wie?“
„Ja doch — aber er hat's nun mal nicht getan.“
„Ich komme dahinter, sage ich dir! Und es soll Feuer vom Himmel regnen, wenn du — etwa mehr weißt, als du verrätst.“
Die Herzogin erhob sich. Eine kleine Falte stand plötzlich in ihrer Stirn.
„Du weißt nicht, was du sprichst!“
„Du!“
Sie blinnte ihn voll an.
„Du hättest mich nicht rufen sollen. Laß deinen Zorn an den Dienern aus — wenn du's nicht anders kennst. Die haben eine dickere Haut.“
Er machte eine ärgerliche Bewegung.
„Ach — du weißt ja — leg' nicht alles auf die Goldwaage.“
„Dann wäge deine Worte vorher ab.“
Sie nickte ihm leise zu.
„Ich glaube, daß ich nun wieder gehen kann.“
Er antwortete nicht. Sie schritt in den Nebenraum zurück. Die dicke Portiere aus buntgewirkten, schweren Damast fiel hinter ihr zu.
Der Erzherzog setzte sich wieder in den Stuhl. Nachdenklich spielte er mit dem Brieföffner, schnitt einige der Kor-

respondenzen auf, ohne sich näher mit dem Inhalt zu beschäftigen. und lehnte sich dann im Sessel zurück.
Ja — es war kaum ein Zweifel — Karl Ferdinand mußte in einer besonderen Sache interessiert sein. Er wäre sonst bestimmt nicht so hochbeinig und hartnäckig schweigsam. Er pflegte doch sonst zu gehorchen. Wenn auch oft widerstrebend.
Es mußte etwas geschehen. Erkundigungen mußten eingezogen werden. Aber wie?
Das konnte nicht so schwierig sein. Allerdings — man mußte distret vorgehen. Es war immerhin eine Residenzstadt, in der die Informationen eingeholt werden mußten. Die „Gesellschaft“ durfte auf keinen Fall etwas erfahren.
Der Erzherzog dachte ernsthaft nach.
Es kam eigentlich nur Alvensleben in Frage. Baron von Alvensleben, ehemals Chef einer Wiener Kriminalabteilung — jetzt Kommissar a. D. und Privatmann. Er hatte seine Hände stets in hundert geheimnisvollen Fäden vorsichtig verstrickt. Als Mann der Gesellschaft, in den besten, erklüftesten Kreisen gut akkreditiert, konnte man ihm jeden Fall bedingungslos anvertrauen. Die wenigsten wußten überhaupt, daß er nie ohne besonderen Zweck auf irgend-einer gesellschaftlichen Veranstaltung auftauchte. Es erweckte stets den Anschein, daß er lediglich da war, um sich zu amüsieren. Und wie ein Zauberer war er dabei, ohne daß es jemand merkte, heimlich tätig, hier eine erwünschte Verbindung zwischen zwei Leuten, die nichts davon ahnten, anzubahnen, dort wieder einem verdächtigen Spieler auf die Finger zu legen und wo anders jemandem ein erwünschtes Geheimnis abzulocken. Mannigfaltig war seine Tätigkeit, und jeden Auftrag erledigte er spielend und mit Delikatessse.
Daß er sich dabei finanziell gut fand, war eine Selbstverständlichkeit. Man bezahlte weniger den Erfolg als die Noblesse seiner Arbeit, die diskrete Methode. Denn in diesen Kreisen kam ja alles auf Discretion an.
Gegenwärtig hielt er sich gerade wieder in Wien auf. Er pflegte die Hälfte des Jahres unterwegs auf Reisen zu sein. Der Erzherzog griff kurz entschlossen nach dem Tisch-telefon, nachdem er vorher in seinem Notizbuch geblättert hatte. Solche Dinge mußte man schon selbst erledigen.
Es dauerte eine Weile, bis die Verbindung hergestellt war, und natürlich war Herr von Alvensleben nicht zu Hause. Er bewohnte in Grinzing eine entzückende Villa. Aber sein Faktotum war da, die rechte Hand Alvenslebens — die beiden verstanden einander mit einem Augenzwinkern.
„Wann kommt Herr von Alvensleben zurück?“
„Unbestimmt. Es kommt darauf an, wer nach ihm fragt.“
Der Erzherzog schmunzelte leicht. Diese Antwort kannte er. Aber er wußte auch, daß man dem Vertrauten des Barons ohne weiteres die richtige Antwort geben konnte.
„Erzherzog Karl August.“
„Sehr wohl, kaiserliche Hoheit. Herr von Alvensleben kommt in einer Stunde zurück. Wann wünschen kaiserliche Hoheit ihn zu sprechen?“
„Er soll sofort zu mir kommen.“
„Gemacht.“
Der Erzherzog hingte an.
So — nun war die Sache im Rollen. —
Unterhalbstunden später meldete der Diener:
„Herr von Alvensleben läßt bitten!“
Die Herzogin hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen, Karl August hatte sich durch einen Blick in den Nebenraum davon überzeugt. Man konnte ungeniert sprechen.
„Ich lasse bitten.“
Herr von Alvensleben war ein Mann Anfang der Sechziger. Aber er hatte Haltung und Bewegung und Elastizität eines Jünglings. Sportliches Training und gesunde Lebensführung hielten ihn jung. Das markante, glattrasierte Gesicht hatte immer einen Ausdruck lebenswürdiger Frische. Ein Edelmann feinsten, kultiviertester Art. Ein Menichentümer, wie es wenige in seinen Kreisen geben mochte.
Der Erzherzog nötigte ihn mit steifer Höflichkeit in einen Sessel.
„Mein lieber Herr von Alvensleben — ich brauche Sie wieder mal. Bitte — Sie lieben die schweren Importen.“
Er hielt ihm die Riste hin, aus der sich der Baron bediente.
„Reiß Gott. Sie werden immer jünger.“
(Fortsetzung folgt)



Zum Totensonntag.

Tagespruch.
Es hat der Herr uns allen
Die wir auf ihn getauft
In Jona's gold'nen Hallen
Ein Heilmatrecht ertauft!
Wir sehnen uns hinieden
Nach unserm Vaterhaus;
Und wissen: die geschieden,
Die ruhen dort schon aus!
Eleonore Prinzessin v. Reuß. (1835—1903.)

Totensonntags-Gedanken.
War's nicht, als ob das Herz dir selber brach,
In jener Leidensnacht, an jenem trüben Tag.
Da dir ein näher, lieber Mensch geschieden?
Leer war die Welt! Vereinsamt du hinieden!
(Nachdr. verb.)
Du fandest Trost und Zuversicht im Glauben!
Und die Gewißheit nahm dir Schmerz und Pein:
Der Tod kann trennen! doch er kann nicht rauben!
Was du geliebt, es ist auf ewig dein!
G. Kerger, Warburg.

Totensonntag.
Das ist der Sonntag der Toten heut,
Von allen Türmen ein dumpf Geläut,
Sie pilgern still aus jedem Haus
Mit blauen Blumen zum Friedhof hinaus,
Und neu erwachen verlungene Klagen.
Du Trauervoller, laß dich fragen:
Ist je dir einer wirklich gestorben,
Der deiner Seele Liebe erworben?
Und starb dir einer in all der Zeit,
Der dir seines Herzens Herz geweiht?
Es sind wohl viele dahingegangen;
Die einen in ihres Leizes Prangen
Und mit beschneiten Loden die anderen
Mußten den Pfad der Dunkelheit wandern.
Meinungen
Doch sind sie wirklich tot, die Lieben?
Sind sie dir nicht lebendig geblieben?
Kommt nicht zu dir tagtäglich fast
Der oder der als ein stiller Gast?
Und eilte er auch schon längst von hinnen,
Du weißt doch von seinen Gefühlen und Sinnen.
Dir klingt wie einstmal's doch vertraut
Noch immer der lieben Stimme Laut.
Und du siehst das liebe Angeicht.
Nein, tot sind deine Toten nicht!
Weiß' ihnen Kränze stummwunden,
Aber die neu aufbrechenden Wunden
Umwebe mit weichem Erinnerungsfleier!
Das sei deine Totensonntagsfeier!
Max Grube.

Der Tod ist tot.

Skizze von F. Schröghamer-Heimdal.

Der alte Bergmüller lag im Sterben. Da er mir allzeit ein lieber, gütiger Mann gewesen, ging ich hin, um ihm beim Sterben zu helfen.
Hinter dem Stubenvinkel stand schon der Schragen bereit, die irdische Hülle des Altbauern aufzunehmen. Auf dem Fensterbrett blinkte ein flittergoldgezierter Weihwasserkrügel mit dem Aehrenwedel, mit dem man im Waldband daheim sinnvoll die Toten besprengt. Die alte Bergmüllerin schwang ein silbernes Loretoglöcklein am Sterbelager, während wir Dorfgenossen um den großen Bauernstisch im Herrgottswinkel knieten und Stohgebete für den Sterbenden verrichteten, damit wir die Unholde von seinem Lager banneten.
Lange konnte der Todeskampf nicht mehr dauern. Der Doktor hatte es auch gesagt. Wenn ein Mensch schon nahe an die neunzig ist, da ist das Sterben etwa so, wie ein überreifer Apfel vom Baum fällt. Er muß halt ... Es geht nicht mehr anders ...
Zuweilen warf ich einen scheuen Blick auf den Alten, der in den letzten Büden lag. Ich habe als Waldbauernbublein viele Alte sterben sehen. So war mir der Tod nichts Neues mehr. Dennoch sah ich immer wieder nach dem Antlitz, das bleich und ruhig auf einem Berge von Kissen gebettet war. Ein Mitleiden war in mir für den alten Mann, der sein Leben lassen mußte, das ihm vielleicht ebenso lieb war wie mir das meine. Sonst dachte ich nichts weiter. Denn was ging mich der Tod an, mich mit meinen zehn Jahren, der ich noch die ganze Zukunft vor mir hatte mit allem, was ein anges Erdenleben bieten konnte?
Der Tod ist mir etwas so Fremdes, Ferngerücktes, daß ich ihn nicht fürchtete. Ich war ja so blutjung, so kerngesund, so lebensfroh. Was sollte mir der Tod?
Da tat sich die Türe auf und der Geistliche, der den alten Bergmüller vor einigen Stunden versehen hatte, kam noch einmal zum Nachschauen und Zusprechen im letzten Stündlein. Mit verstehendem Blicke umfasste der Priester die Züge des Totgeweihten, aus denen schon überirdisches Leuchten zu kommen schien.